

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 133 (1854)

Artikel: Zwei eigenthümliche Testamente
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-372843>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schreckliche Folgen ehelichen Unfriedens.

Vor dem Schwurgerichte in Biberach (Königreichs Württemberg) wurde letzten Sommer ein merkwürdiger Gattenmord verhandelt. Auf dem Wege der Kuppelei fanden sich ein Peter Walther und eine Theresia Schaefer aus Buchau und verheiratheten sich. Anfangs lebten sie ganz gut mit einander, hatten ein kleines Besitzthum, waren fleißig und hatten auf diese Weise ein sicheres Auskommen. Der eheliche Frieden dauerte aber nicht lange. Die Frau war etwas aufbrausend und gleich mit ungerechten Vorwürfen bei der Hand. Bald kränkelte sie und quälte dabei sich selbst und ihren Mann durch eine grundlose Eifersucht. Walther verlor nach und nach allen Muth, hatte keine Lust mehr zur Arbeit und suchte Erholung in den Wirthshäusern. Auf diese Weise ging es mit dem Vermögen den Krebsgang. In dieser traurigen Lage äußerte die kranke Frau oft, wenn sie nur sterben könnte, und einmal sagte sie sogar zu ihrem Manne: „Wenn Du mich nur todtschlagen würdest, ich thät' es Dir gern verzeihen!“ Bald stieg bei diesem der schreckliche Gedanken auf, sie von ihrem Elende zu erlösen. Dieser Gedanken setzte sich in ihm so fest, umklammerte so hartnäckig seine Seele, daß daneben sein Gewissen nicht mehr aufkommen konnte. Vollkommen nüchtern hatte sich Walther am Pfingstsonntage in seiner Kammer zur Ruhe begeben, um die zwölfte Stunde erwachte er wieder aus unruhigem Schlafe; — da rief es in seinem Innern: „Jetzt sollte er's vollziehen!“ Bis zwei Uhr brütete er wachend im Bette, dann faßte er den festen Entschluß, zur That zu schreiten. Mit einem Handbeil begiebt er sich zu seiner Gattin. Er schwankt; er zögert einige Minuten. Aber der böse Gedanken siegt, und der gute Engel — das Gewissen — weicht. Er greift im Dunkeln entschlossen nach dem Kopfe seines Weibes und versetzt ihr einige Streiche mit dem Handbeile, wodurch der Schädel gänzlich zertrümmert wurde. Da aber die Unglückliche noch röchelte, so zieht Walther sein Messer aus der Tasche und stößt es tief in das Herz seines Weibes, und nun regte es sich nimmer. Nun irrte er wie Kain ziellos umher, kam

Abends nach der That nach Biberach, übernachtete in einem dortigen Gasthause unter fremdem Namen. Dort hörte er erzählen, daß an der Iller drüben ein Mann sein Weib todtschlagen habe. „Der bin ich,“ dachte er und wollte sich gleich vor Gericht stellen. Dieß sei ihm doch schaurig vorgekommen. Er irrte noch einige Tage umher und stellte sich dann vor dem Oberamtsrichter in Biberach mit den Worten: „Ich bin der Mann von Buchau — der sein Weib todtschlagen hat.“ Er legte noch an demselben Abend ein umfangreiches Bekenntniß seines Verbrechens ab, bekannte sich als schuldig und sagte dann noch: „Ich will mein Blut gerne für sie lassen, wie ich ihr Blut vergossen habe; ich habe es verdient.“ Er wurde zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt.

Zwei eigenthümliche Testamente.

Ein wohlhabender Junggeselle in St. Omer in Frankreich erkrankte gefährlich, und alsbald umgab ihn eine Schaar von Bettern und Basen, die ihm ihre Theilnahme bezeugten. Er erklärte ihnen trocken, daß er vor Allem Ruhe haben wolle; deshalb werde er Niemanden etwas vermachen, der während seiner Krankheit zu ihm komme. Die ganze Beterschaft entfernte sich sofort, erkundigte sich aber eifrigst nach dem Fortgange seiner Krankheit. Sein Zustand ward täglich schlimmer; aber kein Verwandter besuchte ihn, mit Ausnahme einer Nichte, Josephine, welche darauf bestand, ihn in seiner Krankheit zu pflegen. „Wenn Du darauf beharrst, hier zu bleiben,“ — sagte der Kranke zu ihr, — so werde ich Dich zuverlässig enterben.“ Sie antwortete: „Zimmerhin, Better; aber Sie sind zu krank, um ohne einen Verwandten zu sein, der für Sie Sorge trägt; und ich bin zu bleiben entschlossen.“ Zwei Tage später machte der Better in gehöriger Form sein Testament, und alsbald verlautete, Josephine sei enterbt. Kurz darauf starb der Kranke, und bei Eröffnung des Testaments fand sich, daß er sein ganzes Vermögen (80,000 Fr.) Josephinen vermacht hatte, „weil sie“ — wie es im Testamente hieß — „die einzige unter allen seinen Verwandten sei, welche uneigennützig die Zuneigung für ihn fühle.“

Ein Bankier in Neapel hatte sich zum zweiten Male mit einem jungen Mädchen verheirathet. Bei seinem Tode vermachte er ihr sein ganzes Vermögen mit 100,000 Dukaten unter der Bedingung, daß sie seinem ersten Sohne so viel geben solle, als sie selbst wolle. Sie wies ihm 10,000 Dukaten an. Der Sohn nahm aber einen Advokaten, welcher bewies, daß der Sohn 90,000 Dukaten erhalten müsse, weil dies die Summe sei, welche sie selbst wollte, und gewann auch den Prozeß.

Ein religiöser Dieb.

Am 31. Oktober 1852 reiste Herr K., Spezereihändler, nach Vincennes in Frankreich, um daselbst Einkäufe zu machen, bestieg das Imperial des Wagens und schob hinter sich unter den Sitz einen Sack, mit 4500 Fr. an Gold- und Silbermünzen bepackt. Auf dem Bastillenplatz verließ K. den Wagen und bestieg einen Omnibus, der ihn zu einer Verwandten bringen sollte, wo er alsbald den Verlust seines Sackes bemerkte. In größter Unruhe, da der Sack beinahe sein ganzes Vermögen enthielt, wandte er sich an das Postamt von Vincennes, worauf ihm erwiedert wurde, man wüßte nichts von einem Sack. K. wandte sich an die Polizei, aber alle Nachforschungen blieben fruchtlos; die Zeit verging, und der Unglückliche glaubte Alles verloren. Nach zwei Monaten trat ein jüdischer Geistlicher zum Polizeikommissär ein und erzählte ihm folgenden Vorfall: Nach einer gestern in der Synagoge gehaltenen Predigt trat ein Mann zu mir ein, dessen Namen ich verschweigen muß, und entdeckte mir, er habe sich jüngst auf unrechte Weise eine Summe von 4500 Fr. angeeignet. „Das Wort Gottes, das ich soeben anhörte, hat mein Gewissen getroffen,“ setzte er hinzu; „ich bitte Sie, das Geld dem Eigenthümer zuzustellen; ich kenne ihn nicht.“ Damit legte der Geistliche einen Sack hin, das einzige Kennzeichen angehend, daß er auf der Straße von Vincennes nach Paris entwendet worden sei. Bald gelangte der arme Spezereihändler wieder in den Besitz seines Eigenthums.

Ein zweiter Tell.

Vor dem Polizeigerichte in Speyer wurde am letzten Frühling ein eigener Fall verhandelt. Ein Leineweber, der sich stets rühmte, ein ausgezeichnete Schütze zu sein, suchte endlich seiner Meisterschaft die Krone aufzusetzen. Er nahm sein Geschöß zur Hand und begab sich in Begleitung seines zwölfjährigen Sohnes in den Garten. Dort angekommen, befahl er dem Knaben, eine Kartoffel auf den Kopf zu legen und sich in einer Entfernung von ungefähr fünfzehn Schritten von ihm aufzustellen. Der Sohn thut willig, wie ihm geheißen wird; mit der größten Kalblütigkeit macht sich der Vater schußfertig, feuert — und: „Der Knabe lebt! Der Apfel ist getroffen!“ — die Kartoffel war mitten durchgeschossen! Die Nachbarn, denen er den Meisterschuß zeigte, schüttelten jedoch den Kopf und, um sie zu überzeugen, mußte er den Schuß noch einmal wagen. Auf diesfallige Einladung hatten sich des Abends wirklich einige Zuschauer eingefunden; der Knabe mußte der Dunkelheit wegen eine Laterne halten, und abermals flog auf die gleiche Entfernung das Ziel vom Kopfe des Kindes, die Kugel aber hatte dessen Mütze gestreift. Die Nachbarn aber gingen in Verwunderung darüber nach Hause. Inzwischen aber wurde die Sache in weitem Kreise ruckbar; der Mann wurde gerichtlich belangt und „wegen verbotenen Schießens“ zu einer Gefängnißstrafe von fünf Tagen und einer Geldbuße von sieben Gulden verurtheilt.

Die geplagten Wittfrauen.

Als eine bekannte Wirthin des Kantons Basel-land sich zu hoch taxirt glaubte und trotz eingelegter Protestation keine Erleichterung finden konnte, wandte sich dieselbe persönlich an ein Mitglied des Regierungsrathes, die Unbill der zu hohen Patentgebühr ihm vorhaltend, mit der Bemerkung: „Es ist doch donnerschießig, daß die Herrä numme uf de Wittwibere ummarittä wal.“